



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fromme, Franz: Flämen und Wallonen in Belgien

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Flämen und Wallonen in Belgien

Don Franz Fromme in Lübeck



Als im Jahre 1830 der belgische Staat gebildet wurde, kannten manche seiner Angehörigen das Wort „Belgien“ nicht. Flämen und Wallonen fanden ihre Gemeinsamkeit zunächst nur in einer Negation: in der Abneigung gegen die protestantische holländische Regierung, der sie durch den Wiener Kongreß 1815 unterstellt waren. Das Positive, das sie vereinigen sollte, mußte erst gefunden werden: ein Vaterland Belgien, eine Nationalität der Belgier und ein Herrscherhaus dazu. Und noch lange in die dreißiger, vierziger Jahre hinein gab es in Flandern Leute, denen es nicht recht in den Schädel wollte, daß sie nun Belgier hießen — da sie doch selber schon vor der Existenz Belgiens vorhanden gewesen waren. Sie waren noch in den „österreichischen Niederlanden“ zur Welt gekommen und sprachen niederländisch; wie sollten sie Verständnis haben für ein Wort, das die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts aus vergessener keltischer Zeit wieder ins Leben gerufen hatte und das zur germanischen Rasse und Kultur der flämischen Landsleute kaum noch in einer Beziehung stand.

Aber so künstlich der Begriff „Belgien“ sein mag — gemeinsame Tradition und gemeinsamer Glaube sind zwei Faktoren, die selbst bei grundverschiedenen Rassen ein Gefühl der Zusammengehörigkeit ergeben. Wohl stehen die germanischen Flämen — und unter ihnen am meisten die Friesen von Westflandern — auch heute, nach so viel Vorkommnissen von Nivellierung und Rassenvermischung, noch im schroffsten Gegensatz zu den keltoromanischen Wallonen; aber mehr als zwei Jahrhunderte lang*) haben die beiden Nationen unter den habsburgischen Dynastien und unter der katholischen Kirche gemeinsam gelebt, haben gemeinsam die Überfälle der Franzosen ertragen und machtlos zusehen müssen, wie ihr Land zum Entscheidungsschlachtfelde Europas wurde (die Namen Dubenaarde, Malplaquet, Neerwinden, Quatre Bras, Ligny und Waterloo tragen wohl genug Erinnerungen), haben gemeinsam die Schrecken der großen Revo-

*) Die geschlossene Gemeinsamkeit des Glaubens kann man wohl erst von 1586/87 datieren, von der endgültigen Durchführung der Gegenreformation durch Alexander von Parma; vorher waren die meisten flämischen Städte der neuen Lehre zugetan, während die Wallonen der Mehrheit nach wahrscheinlich (Vertrag von Utrecht!) katholisch geblieben waren.

lution erduldet und die Unannehmlichkeiten der protestantisch-holländischen Regierung gekostet — Unannehmlichkeiten, die freilich die Flämen ohne die Agitation des flämischen Klerus wohl ertragen hätten! So fand sich 1830 zusammen, was von Natur nicht zusammengehörte, sondern nur durch die Ereignisse einiger Jahrhunderte und durch den Willen zweier Großmächte, Frankreich und England, zusammengebracht war.

Das neunzehnte Jahrhundert kennt in Europa kaum einen zweiten Staat, dem ein solcher Dualismus*) zugrunde liegt wie dem belgischen. Rußland, Österreich-Ungarn und die europäische Türkei (die vor 1878) umfassen zwar größere und zahlreichere Verschiedenheiten in nationaler Hinsicht; doch in keinem dieser Reiche kann man von einem so ausgeprägt nationalen Dualismus sprechen, es sei denn, man täte den Dingen Gewalt an und stellte den neun Nationen Österreichs (Deutschen, Tschechen, Polen, Ruthenen, Rumänen, Italienern, Ladinern, Slowenen, Serbokroaten) die sechs Nationen Ungarns (Ungarn, Deutsche, Ruthenen, Rumänen, Slowaken, Serbokroaten) gegenüber, also den Deutschen Österreichs die Deutschen Ungarns, den Rumänen die Rumänen, den Serbokroaten die Serbokroaten usw. Eine weitere Beweisführung, daß Belgien mit Österreich-Ungarn oder einem anderen der vielsprachigen osteuropäischen Reiche nicht verglichen werden kann, ist wohl überflüssig. In Westeuropa finden wir nur ein Gegenstück zu Belgien: die Schweiz oder, genau genommen, die vier Kantone Wallis, Freiburg, Bern und Graubünden. Die politischen und geographischen Verhältnisse dieser kleinen Gebirgsrepubliken sind aber so eigenartig, daß sich ein Vergleich mit dem Königreich der Belgier kaum durchführen ließe.

Hier liegen die beiden Sprachgebiete — anders als in der Schweiz — einander geschlossen gegenüber. Die Sprachgrenze läuft vom Eintritt ins belgische Gebiet an ost-westlich, überschneidet die französische Staatsgrenze, die von Südosten nach Nordwesten verläuft und endet mit einer kleinen Biegung nach Norden unweit Dünkirchen am Kanal. Nördlich dieser Linie bewohnen die Flämen ein fast ebenes Land, südlich die Wallonen eine mehr hügelige Landschaft. Eigentliche Sprachinseln gibt es — mit Ausnahme der französisch sprechenden Stadtteile Brüssels — nicht.

Größer noch als zwischen ihren Wohnsitzen sind die Unterschiede zwischen den beiden Völkern selbst. Gemeinsame Charakterzüge existieren so gut wie gar nicht, trotz aller Konstruktionen der Erfinder der „âme belge“. Der Fläme ist schwerfällig, unzugänglich für Menschen und neue Ideen; der Wallone lebhaft, entgegenkommend, „rerum novarum cupidus“ wie seine gallischen Vorfahren und Vettern.

Die Unzugänglichkeit und Schwerfälligkeit des Flämen äußert sich auf allen Gebieten. Seine Menschenscheu steht in Wechselwirkung mit seiner Innerlichkeit,

*) Die belgischen landsässigen Deutschen (in der Provinz Luxemburg) kommen wegen ihrer geringen, stets abnehmenden Zahl als dritte Nation kaum noch in Betracht.

mit seiner tiefen Mystik. Einmal dem spanisch-katholischen Einfluß jahrhundertlang unterworfen, kommt er nicht mehr davon los; nirgends feiert heute der Geist mittelalterlicher Religiosität solche Triumphe wie in den Kirchen und Klöstern Flanderns: ekstatische Verzückung, kirchlicher Prunk, fanatische Askese, und als Reaktion darauf wieder die größten Orgien der Lebensfreude — alle diese seltsamen Kontraste des Mittelalters finden wir in ihm vereint, am deutlichsten wohl in dem Friesen Westflanderns und dem Niederfranken von Ostflandern, aber auch in dem Flämen ripuarischer Herkunft, der den Osten bewohnt.

Seine Unzugänglichkeit und Schwerfälligkeit äußert sich feindlich gegen alles Fremde und Ungewohnte; er weigert sich in Landwirtschaft und Gartenbau neue Methoden anzunehmen; er ist mißtrauisch nicht nur gegen den weit Herkommenden, sondern oft auch gegen seinen Nächsten.

Bei so beständigen Abneigungen und Zuneigungen, bei solchem Gange zu sinnfällig-überirdischer Mystik und solcher Verschlossenheit gegen seine Mitmenschen bleibt er natürlich lebenslang im Bann der katholischen Kirche; hier kann sie alles wagen und alles durchsetzen, und gegen die Macht ihrer Geistlichkeit hilft keine weltliche Macht, weder staatliche Obrigkeit noch freie Presse; sie kann sogar die Muttersprache, an der im übrigen der Landbewohner mit flämischer Beharrlichkeit festhält, seiner konservativen Zähigkeit abringen, wenn es in ihre Politik paßt. Maeterlinck und G. Rodenbach würden wohl kaum französisch schreiben, wenn ihre Jesuitenschule es nicht gewollt hätte, wenn es nicht von der Kirche ausgegangen wäre.

Demgegenüber gelten die Wallonen — soweit sie nicht flämischen oder deutschen Einschlag haben — für Skeptiker und für irreligiös. Es ist nur eine Behauptung, aber doch eine, für die viele Wahrscheinlichkeitsgründe sprechen, daß die Ideen der französischen Aufklärung darum so fest bei ihnen Wurzel gefaßt haben, weil sie den Franzosen so nahe verwandt sind. Und es ist bezeichnend, daß die liberale Partei, die in Flandern nur wenige Städte halten konnte, von ihnen ausgegangen ist. Noch größer ist die Zahl der Sozialisten — wobei man freilich den überwiegend industriellen Charakter der wallonischen Provinzen berücksichtigen muß.

Man begegnet daher in Belgien vielfach der Meinung, die flämischen Provinzen seien die Hauptstützen der gegenwärtigen Ordnung, ohne sie wäre das Königtum längst abgeschafft, da die Majorität der Wallonen antimonarchisch sei. Wenn man das Verhalten der Vlaamen und Waalen bei Aufständen und Ausständen betrachtet, erscheinen in der Tat die wallonischen Distrikte als weniger zuverlässige Stützen der Monarchie. Sie waren es, von denen die belgische Revolution ausging, sie sind es, die weitaus das größte Kontingent zu den Streitziffern stellen. Hier finden, durch die Nähe der Grenze und die gleiche Sprache begünstigt, die republikanischen und revolutionären Ideen französischer Herkunft am leichtesten Eingang. Die Flämen sind hingegen, infolge ihrer angeborenen Unzugänglichkeit, ihres konservativen Sinnes und ihrer ganz

anders gearteten Muttersprache den verführerischen französischen Schlagworten und Ideen weit weniger ausgesetzt. Einem anderen politischen Einfluß vom Ausland her sind sie nicht unterworfen; der deutsche erstreckt sich kaum über Wissenschaft und Literatur hinaus und ist auf wenige Gebildete beschränkt; und die eingewanderten, in den größeren Städten ansässigen Deutschen halten es — man mag das vom deutschen Standpunkt bedauern, aber es ist Tatsache — mit dem französischen Teile der Belgier. Und mit den Holländern ist es ähnlich. Die leichten, gewandten Umgangsformen des Wallonen sichern ihm den Vorrang vor dem schweren, verschlossenen, oft unhöflichen Flämänder.

Für diesen gibt es nur eine feste Brücke, die ihn mit seinen Mitmenschen dauernd verbindet: die religiöse Kultusgemeinschaft. Wie es die katholische Kirche verstanden hat, dies Band der Gemeinschaft immer mehr zu befestigen und jede andere, freiere Art des Fühlens von Mensch zu Mensch dem einzelnen zu erschweren — das würde ein besonderes Kapitel füllen. Hier mag die Abhängigkeit vom Klerus noch einmal erwähnt werden als einer der Faktoren, die auf das Resultat des Sprachenkampfes einwirken, und zwar zu ungunsten des germanischen Elements.

Die Flämen sind gegen die Wallonen ohnehin im Nachteil, nicht der Zahl nach, aber durch ihre Eigenschaften: denn es steht der weltgewandte Wallone gegen den weltabgewandten Flämen; die Beweglichkeit gegen die Starrheit, die Initiative gegen die Indolenz, das Aktive gegen das Passive, das wallonisch-französische Kulturbewußtsein gegen die flämische Ahnungslosigkeit, die wallonische Einigkeit gegen die flämische Vielköpfigkeit und Eigenbrödelei; und vor allem die leicht zu handhabende, geschliffene, bestechende französische Sprache, die in der ganzen Welt verstanden wird, gegen die eckige, schwer verständliche Eigenart des Flämischen.

Und — hinter den Wallonen steht das ganze Franzosentum mit seinen vierzig Millionen! Gab doch im französischen Parlament noch kürzlich ein Minister, als er wegen Besichtigung der Genter Ausstellung zur Rede gestellt wurde, die Antwort, Gent sei durch seine Universität ein Vorposten der französischen Kultur, und Frankreich erachte es daher für seine Pflicht, sich von Staats wegen an dieser Ausstellung zu beteiligen. Dabei sprechen in Gent höchstens 4 Prozent der Bevölkerung das Französische als Muttersprache; es ist eine flämische Stadt, in der man seit achtzig Jahren dafür kämpft, daß die Hochschule flämisch werde!

Aber hinter den Flämen stehen — nicht einmal die sechs Millionen Holländer, die mit ihnen Sprache und Volkstum gemeinsam haben, nicht einmal die Gesamtheit der Vlaamen selbst. Gibt es doch zahlreiche „Fransquillons“ unter ihnen, Flämen, die ihre Muttersprache verleugnen, weil sie die französische „Kultursprache“ für überlegen, für schöner, für „feiner“ halten — eine echt deutsche Mißhelei! — und darum ihre Kinder nicht mehr flämisch lehren. Gibt es doch Schriftsteller vom Ruhm eines Maeterlinck und Politiker von der

Intelligenz eines Vandervelde, die mit ihrer Autorität für das Französische gegen ihre Muttersprache eintreten — einzig wegen der „Kultur“! Ein derartiger Verrat am eigenen Volk und Stamm deutet nicht nur, gefühlsmäßig erfasst, auf eine bedauernswerte Lücke im Reichtum der persönlichen Empfindungen, sondern auch, kritisch betrachtet, auf einen Mangel an ästhetischem Scharfblick; denn nur in der heimatischen Scholle und Sprache kann wahre Kultur und Poesie die Wurzeln finden, die sie stark und echt erhalten.

Vieles haben die Flämen von ihrer erdkräftigen, vollstümlichen Eigenart abgeben müssen; die Weltgeschichte hat sie wie die Deutschen als „manure of nations“ verwendet. Es ist bekannt, daß zur Zeit der spanischen Unterdrückung Tausende nicht nur nach den nördlichen Niederlanden und Friesland, sondern auch nach entfernteren Gegenden des Deutschen Reiches und nach England ausgewandert sind; man meint, daß an der Elbe das „alte Land“ und bei Kopenhagen die Insel Amager ihnen den Obst- und Gartenbau verdankt; bei Berlin sind Dahlem und Lichterfelde flämische Namen; wir wissen, daß bis in die neueste Zeit die nordamerikanische und südafrikanische Kolonisation dem Angelsachsenstum viel flämisches Blut zuführt. Weniger bekannt ist, daß in Frankreich noch heute mehr als hunderttausend Flämen die Gegend von Dünkirchen und Hasselbrook bewohnen; von alters her sind sie dort ansässig, dürfen aber, Frankreich untertan, auf flandrischem Boden nichts für die eigentliche Sprache Flanderns tun; weder in ihren Schulen noch in ihren Kirchen wird ihre Muttersprache gebraucht, und so gehen sie allmählich im Franzosentum auf. In einem einsamen Fjorde Islands fand ich einst einen schmucklosen Friedhof; da lagen französische Isländischer begraben; französisch waren die Namen der Schiffe, die Namen der Gestorbenen aber fast alle bretonisch und — flämisch. Jedes Jahr wandern viele tausend Flämen als Landarbeiter nach Frankreich hinein; wenn sie dort bleiben, führen sie der niedergehenden französischen Rasse frische Kräfte zu; aber auch wenn sie, wie die meisten, in die Heimat zurückkehren, sind sie oft dem eigenen Volkstum verloren; zum mindesten bringen sie die Überzeugung heim, daß man mit dem Französischen in der Welt weiterkommt und mehr Geld verdient als mit der Muttersprache; so bestärken sie ihre Landsleute in der hohen Achtung, mit der alle zur französischen Sprache und Art emporsehen.

Aber obwohl das flämische Volk jährlich an die Wallonen und Franzosen unzählige Überläufer verliert und seine Rasseigentümlichkeiten durch Vermischung mit den französischen Elementen beeinträchtigt werden, nimmt es doch an Kraft zu; es ist jugendfrischer und hat mehr gesundes Bauerntum in den Knochen als die Wallonen; die Statistik ergibt bei eingehender Betrachtung, daß auch die volkswirtschaftlichen Verhältnisse günstiger sind als bei jenen; die „professions agricoles“ sind z. B. in den flämischen Distrikten viel stärker vertreten als in den wallonischen. Und selbst die vom ästhetischen und völkischen Standpunkt bedauerliche Vermischung der Rassen bringt den Flämen einen Vorteil;

numerisch verlieren sie natürlich viel: die meisten Mischlinge gehen in das wallonische Lager. Aber sie gewinnen doch auch: die wenigen Mischlinge, die sich zu den Flämen schlagen, bringen Hefe in den zähen Teig dieser Nation; so sind gerade unter den Führern der flämischen Bewegung und Literatur eine auffallende Menge französischer Namen (Conscience, P. Fredericq, Latour, Pol de Mont, Victor de la Montagne, Serrure, de Lière u. a.). Bei allen Sprachenkämpfen macht man übrigens die gleiche Beobachtung: man kann aus dem Familiennamen eines Politikers selten auf die Nation und Sprache schließen, für die er kämpft. Besonders der Streit in Böhmen zeigt parallele Erscheinungen.

Aus den statistischen Tabellen könnte man leicht den Schluß ziehen, daß die Gegensätze sich allmählich ausgleichen. Der belgische Staat legt besonderen Wert auf die Kolonne, in der die flämisch und französisch sprechenden Belgier summiert werden; dieser scheinbar vermittelnde Teil der Bevölkerung ist in der Tat derjenige, der am stärksten angewachsen ist; seit 1866, wo nur 300 000 Belgier beide Sprachen beherrschten, hat er sich verdreifacht, während die nur flämisch sprechenden und die nur französisch sprechenden wenig zugenommen haben. Wer die geistigen Kräfte kennt, die den Gegensatz bestimmen, wird diesen Doppelsprachigen eine andere Bedeutung zumessen: es sind Flämen, die französisch verstehen (und auch wohl meist „französisch gefinnt“ sein dürften); ein Wallone wird selten Wert auf die Erlernung des Niederländischen legen; die Sprache ist ihm zu fremd, zu schwer und zu unwichtig; er weiß, daß er mit seiner französischen Sprache überall in der Welt durchkommt. Die Sprache des Parlaments und des Heeres ist französisch, obwohl die Flämen den größten Teil des Heeres bilden und im Parlament schon manchmal die Mehrheit hatten.

Alles übrige weist noch unzweideutiger darauf hin, daß der Gegensatz zwischen den zwei Nationen sich nicht so bald ausgleichen wird; denn jede von beiden hat an Kraft und Selbstbewußtsein gewonnen.

Die Wallonen haben an Zahl stärker zugenommen als die Flämen — nicht durch Geburtenüberschuß, sondern durch Überläufer. Wenn wir die meisten „Doppelsprachigen“ zu ihrer Partei rechnen, dürfte der Vorsprung, den die Flämen vor ihnen hatten und der seit 1846 immer kleiner geworden ist, schon eingeholt sein. Auch die vielen französischen Ordensleute, die aus Frankreich infolge der *Mra Combes* zugewandert sind, werden nicht versöhnlich oder gar flämenfreundlich wirken; das belgische Episkopat ist ausgesprochen flämenfeindlich und wird diese willkommenen Helfer auf Kirchen und „freie“, d. h. nichtstaatliche, katholische Schulen schon so verteilt haben, daß sie der französischen Sprache Vorschub leisten.

Auf der anderen Seite darf nicht unterschätzt werden, daß die Position der Flämen sich moralisch gegen früher verstärkt hat. Eine Reihe von Gesetzen ist zugunsten der flämischen Sprache durchgesetzt, die — den bescheidensten Forderungen der Humanität entsprechen. Im Jahre 1878 wurde durch die

lex Coremans in den flämischen Distrikten das Flämische als Gerichtssprache eingeführt — mit dem Vorbehalt natürlich, daß der Angeklagte den Gebrauch des Flämischen abweisen kann. Einige Jahre vorher waren zwei Flämen unschuldig zum Tode verurteilt und enthauptet; niemand bei Gericht hatte sie verstanden; alle Richter, Verteidiger und Gendarmen konnten nur französisch! Ähnliche Gesetze für die höheren Instanzen und für andere Behörden folgten in den Jahren 1878, 1890 und 1891, und 1899 wurde die Militärgerichtsbarkeit, wenn auch ungenügend, reformiert. Zur Ehre der Wallonen sei gesagt, daß einige von ihnen für diese Gesetze eintraten, während die Fransquillons, die französisch sein wollenden „Gebildeten“ flämischer Abstammung, dagegen waren. 1898 wurde das Flämische als offizielle Staatsprache neben dem Französischen anerkannt. Das sind, obwohl es sich zum großen Teil um selbstverständliche Rechte handelt, die jede andere KulturNation längst besitzt, doch große Errungenschaften im Vergleich zu dem, was vorher war, und es ist erklärlich, daß darob das nationale Bewußtsein allmählich erwachte. Die niederen und mittleren Stände, besonders die Elemente, die in die Höhe streben, beginnen nun auch die übrigen Rechte zu verlangen, die jeder Nation zukommen: sie wollen von allem Wissenswerten in der Muttersprache unterrichtet werden und nicht auf dem Umweg über das Französische, und zum Emporsteigen in höhere Gesellschaftsschichten kommen können, ohne zum Besuch französischer Schulen gezwungen zu sein. Selbst in den Kreisen der Gebildeten begegnet man schon der Ansicht, daß es für einen Flämen lächerlich ist, sich als Fransquillon zu gebärden, und daß man durchaus nicht zum Abschäum des Volkes gehört, wenn man die flämische Sprache seiner Eltern spricht. Doch wird dies Vorurteil nicht eher fallen, als bis die Unterrichtssprache in allen Schulen der flämischen Gebiete, auch in den höheren, flämisch ist.

Bei solcher Erstarkung beider Nationen wird die eine ebenso wenig nachgeben wollen wie die andere. Eine Milderung des Gegensatzes wird erst dann eintreten, wenn die beiden letzten Hauptforderungen der Flämen erfüllt sind: seit 1843 verlangen sie, die mehr als die Hälfte aller Belgier ausmachen, daß eine von den vier Hochschulen des Landes ihrer Sprache eingeräumt werde, und zwar Gent — ein Platz, auf den sie ethnographisch wie historisch alles Anrecht haben. Und die andere, nicht weniger berechnigte Forderung bezieht sich auf die Zulassung der flämischen Sprache in der Armee, die zu drei Fünfteln aus Flämen besteht.

Ehe sie das aber durchgesetzt haben, können die anderen Gegensätze im belgischen Staate sich so verschärfen, daß die Existenz dieser konstitutionellen Monarchie ernstlich gefährdet wird.

